

W I C H T , Gérard: "Gott meint die Welt keineswegs wörtlich": Zum Gleichnisbegriff in Robert Musils Roman 'Der Mann ohne Eigenschaften'.

Bern, Frankfurt a. M., Nancy, New York: Lang, 1984.

Gérard Wichts Arbeit geht von der texttheoretisch längst nicht mehr bestrittenen Prämisse aus, daß sprachlichen Bildern derselbe Gehalt an Eigentlichkeit und Realität zukommt wie der begrifflichen Rede. Diese Betrachtung korrespondiert Musils Kritik der Wirklichkeit des "Seinesgleichen geschieht" insofern, als für Musil Wirklichkeit nur eine Manifestation des Möglichen darstellt, eine Verwirklichung, deren Relativität in der sprachlichen Aktivierung anderer Wirklichkeiten deutlich wird. Wirklichkeit und Möglichkeit, Genauigkeit und Seele, Wissen und Glauben sind die Exponenten des grundlegenden Seinsdualismus, den das Gleichnis sowohl analytisch darstellt als auch synthetisch zu einer Ganzheit zusammenfaßt. Wie vor ihm schon Kühne sieht Wicht im Gleichnis den Nukleus, das Urmotiv von Musils Roman "Der Mann ohne Eigenschaften".

Die Auseinandersetzung mit der Forschung am Beginn des Buches erfolgt etwas schematisch und hat den Charakter der Pflichtübung, weil an dieser Stelle noch gar nicht an eine tiefgreifende sachliche Argumentation gedacht ist. Zu richtiggehenden Kontroversen kommt es freilich auch im weiteren Verlauf der Darstellung so gut wie überhaupt nicht - eine Tatsache, die ihre methodischen Hintergründe hat: Der Bereich analogischen Denkens bei Musil umfaßt Handlungsebene, philosophische Systematik, essayistische Reflexion, die Poesie des "anderen Zustands", psychologische Charakteristik, Bild- und Textstruktur, Ebenen vielfältigster Interferenz, die ganz unterschiedliche, einander aber nicht notwendig ausschließende analytische Ansatzpunkte bieten, wobei ihre wissenschaftliche Diskursivierung selbst gleichnishaft wird. Angesichts dieser multiperspektivischen Offenheit des Themas bleibt Wichts eigene Vorgehensweise auffallend wenig reflektiert. Die begriffliche Abgrenzung von "Vergleich" und "Gleichnis", die den Erkenntnisgewinn des Vergleichs im "Hier und Jetzt des Vergleichsvorgangs" aufgehen läßt, während das Gleichnis in seiner Mehrdeutigkeit die weiteren Sinnbezüge eröffnet (8f.), stellt eine zwar notwendige, wenn auch nur ein grobes Vorverständnis vermittelnde methodische Klärung dar.

In einem ersten Kapitel versucht der Verfasser, die Bedeutung des Gleichnis-Themas im zeitgenössischen literarischen und philosophischen Kontext aufzusuchen und zu begründen. (16ff.). Behandelt werden Hugo von Hofmannsthal's "Ein Brief", Rainer Maria Rilke's Bildersprache, Hermann Broch's "Der Tod des Vergil", Franz Kafka's "Von den Gleichnissen" sowie die philosophischen Positionen Nietzsches, Mauthners, Landauers, Wittgensteins, Klages', Vaihingers und Spenglers. Sprachskepsis und Gleichnisrede sind allenthalben Thema und Textpraxis, wobei es in Wichts Argumentation zu einigen Simplifikationen und Ungenauigkeiten kommt. Weltverlust und Sprachverlust werden in ein Verhältnis der Kausalität gebracht: "Angesichts des drohenden Weltverlustes und des daraus folgenden Sprachverlustes erscheint das Gleichnis als Ort der Zuflucht..." (11). Dieses Verhältnis sollte vielleicht etwas differenzierter betrachtet werden, stellt sich doch die Frage, welche Faktoren für den "Weltverlust" verantwortlich gemacht werden können und welche Rolle dabei der öffentliche und private Gebrauch einer sich zunehmend zum Diskurs verfestigenden Sprache spielt. Auch die Annahme einer vorgängigen Wirklichkeit jenseits der Sprache (12) entspricht nicht dem neuesten Forschungsstand gerade zum Thema Mystik und Sprache. Zudem wäre anzumerken, daß in Hofmannsthal's "Chandos-Brief" die Zeit der natürlichen Allverbundenheit und des Gleichnisdenkens eine unwiederbringlich verlorene und damit eine überkommene Einheit repräsentiert, nach deren Verlust eine neue, an der Haltung der Demut gewonnene andere Sprache der "stummen Dinge" gefunden werden muß. Die Krise der Sprache figuriert zudem bei Mauthner und Landauer nicht nur, wie es in der Darstellung Wichts erscheint, unter negativem Vorzeichen, sehen beide in ihr doch vor allem ein befreiendes, zur Poesie befreiendes Moment.

Das Kapitel "Die Sprache im 'Mann ohne Eigenschaften'" (66ff) konstatiert einmal mehr die Unfähigkeit der Sprache, "ein Spiegelbild der unüberschaubar gewordenen Wirklichkeit zu geben" (66), und zwar versagt die Sprache der Wissenschaft ebenso wie die Sprache der öffentlichen Massenkommunikation, die in Diotima und Arnheim repräsentierte idealistische Herrschaftssprache erweist sich als ebenso hohl wie die aufgeblähte Sprache der zeitgenössischen Ideologien. Im Bereich des "Nicht-Ratioiden", d.h. in bezug auf "Ahnungen, Stimmungen, Gefühlserlebnisse, mystische Erfahrungen" (80) offenbart sich erst recht die Defizienz der mimetischen Sprachfunktion. Abgesehen davon, daß dies keine brandneuen Erkenntnisse sind, sollte man Musil's Sprachreflexion nicht unter dem Gesichtspunkt der Repräsentation, der Abbildung behandeln. Es geht Musil nicht um eine Sprache, die Wirklichkeit, was immer man darunter verstehen mag, wiedergeben kann oder es auch nicht kann, sondern um die sprachliche Konstitution einer Wirklich-

keit des Subjekts, in der dieses einen authentischen Bezug zu sich und zu seiner Außenwelt findet (s.u.). Aus systematischen Gründen - es darf sich kein "Seinesgleichen" etablieren - kann sich dieser Bezug immer nur in der Differenz ereignen. Musil, so argumentiert Wicht weiter, wendet sich aufgrund des genannten sprachlichen Funktionsverlusts von der epischen Erzählweise ab und gelangt auf der Suche nach einer "Sprache des Ganzen" zum essayistischen Schreiben, das sich eindeutigen Identifikationen verweigert und eine universale Bezüglichkeit zum Ausdruck bringt. Was sich in Wichts Darstellung allerdings wie die Annahme eines vorgängigen und vorausgesetzten "Beziehungs- und Bedeutungsnetzes" (88) liest, muß korrekterweise als momentane Aktualisierung des Bezugs und damit des "nichtratioiden" Ganzen im Vollzug des Sprechens und Schreibens verstanden werden. In diesem Sinne versteht sich Musils essayistische Programmatik als "mystisch", wie es in dem kleinen Essay über den Essay heißt: "Dieses plötzliche Lebendigwerden eines Gedankens, dieses Umschmelzen eines großen sentimental Komplexes (eindringlichst versinnlicht in der Pauluswerdung des Saulus) durch ihn, so daß man mit einemmal sich selbst und die Welt anders versteht: Das ist die intuitive Erkenntnis im mystischen Sinn" (R.M., <Über den Essay>, GW, II, 1334-1337, 1334). Deshalb auch setzt Ulrich, ganz neuplatonisch-mystisch das Licht der Erkenntnis, die blitzartige Erleuchtung zitierend, sein Zimmer unter Licht, um sich selbst beim Schreiben "zuzuhören" (vgl. R.M., MoE, GW, I, 1273).

Wicht charakterisiert nun das Gleichnis als "ein Hilfsmittel..., das in der Lage ist, die wahrgenommene Sprachdifferenz... zu überwinden" (89). Die Doppelstruktur des Gleichnisses spricht sowohl das Unvermögen der Sprache als auch dessen Kompensation im Bildbereich aus. Gleichwohl ereigne sich der "andere Zustand" als Ganzheitserfahrung im sprachlosen Augenblick - im schwebenden "Zwischen" der Gleichnisbereiche, müßte man ergänzen. Dieses doppelte Konstruktionsprinzip, das nur utopisch zur Einheitserfahrung verschmilzt, kennzeichnet das Gleichnis, etwa im Gegensatz zur Grund- und Bildteil identifizierenden Metapher. Richtig und wichtig ist die Feststellung des Verfassers, daß sich das Gleichnis der Moderne und speziell dasjenige Musils durch eine Verselbständigung des Bildbereichs auszeichne, die eine Unterordnung des comparatum unter das comparandum nicht mehr erlaube.

Im folgenden listet Wicht "Die Funktionen des Gleichnisses" auf. Da er davon ausgeht, daß sich in jedem Gleichnis in nuce der ganze Handlungszusammenhang des Romans verbirgt (114, s.o.), ist das Gleichnis in seiner analytischen und synthetischen, Verstand und Gefühl ansprechenden Funktion 'Träger größter intellektueller Dichtigkeit' (111). Musils Gleichnis-

se geben keine Bedeutungen vor, sondern appellieren an die Sinngebungstätigkeit des Rezipienten; ihre Offenheit erfordert immer neue Deutungen. Sie sind "relativierende Kraft" und "Modus des 'Möglichkeitssinns'" (135), indem sie die Gegenstände aus den Beschränkungen der vertrauten, subjektiven Wahrnehmung befreien; auf diese Weise konstituieren sie eine 'höhere Objektivität', die auch - dies ist wieder ganz mytisch gedacht - das Subjekt recht eigentlich begründet. Das Gleichnis erscheint als Modus der "Abstraktion" und "Transzendierung" (146ff.) - Kategorien, die im Grunde nur in einer umfassenden Interpretation des Romans ihre funktionale Begründung erfahren können und sicherlich mit 'Erfassen der ideellen Substanz' (147) unzureichend beschrieben sind. Ein letzter Sinnabschnitt spricht von der "Lyrisierung der Prosa durch das Gleichnis" (163), wobei Ungenauigkeit und Gleichzeitigkeit die konstitutiven Faktoren sind. "Ungenauigkeit" als relativer, dem Bereich der Ratio zugehöriger Begriff bezeichnet das analogische Moment der Vergleichsbewegung, verstanden als Negation des Prinzips "Eindeutigkeit". Dahingestellt freilich bleibt, ob sich die verschiedenen Interpretationsmöglichkeiten eines Gleichnisses, die ja immer unabsehbar sind, "wie ein Puzzle zu einem kohärenten Sinnganzen" (165) zusammenfügen, wie Wicht behauptet, oder ob nicht gerade die Aporie des Sinnganzen die Grenzen der Begriffssprache überschreitende Wirkung hat, d.h. den "anderen Zustand" entwirft. Der Modus der Gleichzeitigkeit bricht das zeitliche Nacheinander des epischen Diskurses auf, um ein - Wicht zitiert hier Baumann - "Zeitfeld" zu schaffen (175). Die Gleichnisbewegung evoziert einen "lyrischen Affekt", d.i. ein Erlebnis, das Gedicht- und Gleichnisbegriff "letztlich weitgehend gleichbedeutend" (180) werden läßt. Eine eher schulmäßige Beispielinterpretation führt anhand des Bildkomplexes "Wurzel", "Blatt", "Baum" und "Garten" (186 ff.), Ulrichs "Zwischen-den-Bäumen-sein" (189) vor, das in der Vereinigung der "'beiden Bäume des Lebens' zu einem einzigen Baum" (191) aufgehoben wird. Die "Schlußfolgerungen" (194ff.) erkennen einmal mehr "Die Welt als Analogie" (194) und fassen die doppelte Bedeutung des Musilschen Gleichnisbegriffs zusammen: Das Gleichnis bezeichnet die Gegenwelt von Wirklichkeit und gleichzeitig die ideale Verbindung von Wirklichkeit und Möglichkeit, so daß Differenz und Ganzheit zugleich zum Ausdruck kommen. Leider bleibt begrifflich unklar, welchen Status das mehrmals beschworene "Andere" der Wirklichkeit einnimmt. Was heißt 'Entfernung von theologischer Sinngebung' und was "diesseitig weltliche Auslegung" (196)? Meint "das Andere" schlicht die anderen Möglichkeiten der Wirklichkeit oder handelt es sich um einen sprachlichen Effekt?

Wichters Arbeit stellt im Grunde genommen das Gegenstück zu der sechzehn Jahre früher erschienenen Darstellung zum gleichen Thema von Jörg Kühne dar ("Das Gleichnis: Studien zur inneren Form von Robert Musils Roman 'Der Mann ohne Eigenschaften'", Studien zur deutschen Literatur, Bd. 13, Tübingen: Niemeyer, 1968). Die beiden unterschiedlichen Ansätze reflektieren die methodische Problematik, die sich an das Thema "Gleichnis" knüpft: Wo Kühne "Studien" betreibt und sich von einer diskursiven Behandlung des Themas absetzt (VIII), geht es Wicht um den "Gleichnisbegriff". So verständlich das Bedürfnis nach Systematik und begrifflicher Fixierung ist, so sehr erweist sich angesichts der strukturellen und funktionellen Multivalenz der Gleichnisformen als unmöglich, eine von der Interpretation losgelöste Theorie des Gleichnisses zu abstrahieren, die über die bereits bekannten Strukturen des antinomischen Denkens bei Musil (Doppelheit - Ganzheit, Wirklichkeit - Möglichkeit, Genauigkeit - Ungenauigkeit, Ratio - Gefühl etc.) hinausführt. Kühne freilich verliert sich denn häufig in durchaus Neues entdeckenden Einzelinterpretationen und scheinbaren thematischen Abwegen, um am Ende festzustellen, eher eine Arbeit über Musil denn über das Gleichnis geschrieben zu haben, da es im "Mann ohne Eigenschaften" keine Elemente gebe, "die eine Sonderexistenz außerhalb seines Funktionsganzen führten" (190). Man mag die begriffliche Klarheit vermissen - das spannendere Buch hat er allemal geschrieben.

Martina Wagner-Egelhaaf, Konstanz